

Peter Alheit

„Grounded Theory“: Ein alternativer methodologischer Rahmen für qualitative Forschungsprozesse¹

Einleitung

Grounded Theory ist kein technisches Verfahren, in dem man bestimmte Methoden instrumentell anwendet, sondern – wie Anselm Strauss, einer seiner Erfinder, es formuliert hat – eine Art **Forschungsstil**. *Grounded Theory* bedeutet „empirisch fundierte Theoriebildung“. Gelegentlich liest man auch die Übersetzung „gegenstandsbezogene Theorie“ (Glaser/Strauss 1979), aber das ist missverständlich und trifft die Absicht von Barney Glaser und Anselm Strauss nur unzureichend.

Als die beiden nämlich 1967 das Konzept in ihrem Buch *'The Discovery of Grounded Theory'* zum ersten Mal vorstellten, hatten sie durchaus polemische Interessen. Sie wollten der herrschenden amerikanischen soziologischen Forschung der Nachkriegsperiode ein alternatives Forschungsmodell entgegensetzen. Die Mainstream-Forschung basierte nämlich auf einer prekären Arbeitsteilung von so genannten „großen Theorien“ (*grand theories*) auf der einen Seite (am einflussreichsten war der Systemfunktionalismus von Talcott Parsons) und von zumeist „harter“ quantitativer Sozialforschung auf der anderen. Empirische Forschung erledigte vor allem Handlangerdienste, sozusagen „Proletarierarbeit“, für die Produzenten von Großtheorien, die sich, so Glaser und Strauss ironisch, wie „theoretische Kapitalisten“ verhielten.

Das Ergebnis war ausgesprochen desillusionierend. Die Großtheorien entfernten sich immer weiter von der Realität. Aber auch die empirische Forschung verlor den Kontakt zur Wirklichkeit, weil sie in der Regel Hypothesen überprüfte,

¹ Der vorliegende Text wurde für eine Lehrveranstaltung im Grundstudium der Pädagogik an der Georg-August-Universität Göttingen im Wintersemester 1999/2000 geschrieben. Er erhebt nicht den Anspruch, seinen Gegenstand vollständig und abschließend darzustellen, sondern bemüht sich um Verständlichkeit.

die aus den *'grand theories'* deduktiv gewonnen waren, d.h. sie untersuchten künstlich isolierte Variablen, die mit wirklichen Vorgängen u.U. gar nichts mehr zu tun hatten.

Vergessen schien, was einer der führenden Programmatiker der „Chicagoer Schule“, Ezra Park, der amerikanischen Soziologie in den 1920er Jahren ins Stammbuch geschrieben hatte: „Beobachtungen aus erster Hand sind angesagt: Setzen Sie sich in die Empfangshallen der Luxushotels und auf die Treppeinstufen von Abrisshäusern, machen Sie es sich auf den Polstergarnituren der Reichen ebenso bequem wie auf den Holzpritschen im Obdachlosenasyll ... Mit einem Wort, machen Sie sich die Hände schmutzig mit realer Forschung!“ (zit. nach Burgess 1982, 6)

An diese Tradition, die von den Arbeiten der bedeutenden amerikanischen Pragmatisten profitierte – von dem großen Philosophen und Pädagogen John Dewey (1896, 1917, 1938), von George Herbert Meads bis heute aktueller Sozialpsychologie (1934), auch von den innovativen Ideen des Logikers Charles Sanders Peirce ([1903] 1991) –, knüpften Strauss und Glaser an. Ihnen lag gerade nicht an der Überprüfung bekannter Hypothesen, denn die taugen nicht für das Verstehen sozialer Wandlungsprozesse und die Einsicht in bisher unerforschte Bereiche des Sozialen. Sie wollten statt dessen **neues theoretisches Wissen „generieren“**. Und solches Wissen „entdeckten“ sie durch intensive Auseinandersetzung mit der Empirie. Die lebendige Beziehung von Theorie und Empirie stand also im Zentrum ihrer Überlegungen.

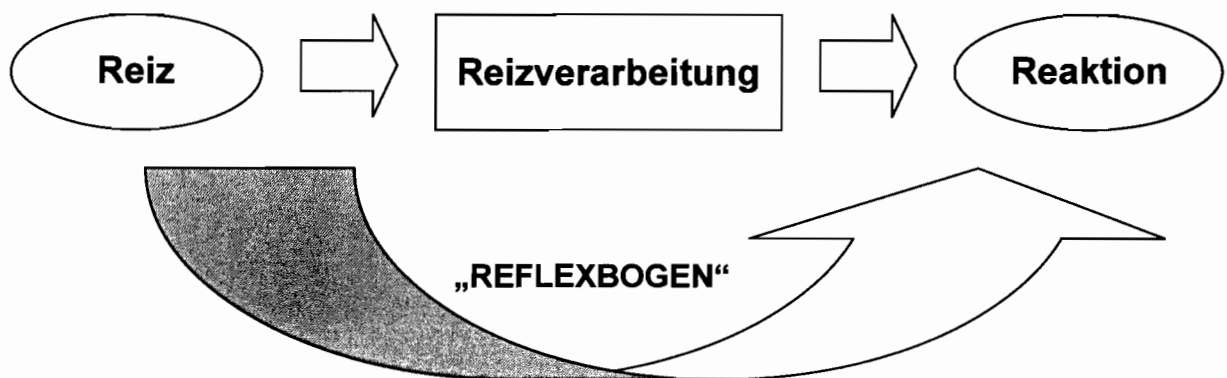
Dabei ging es ihnen nicht um Theorie „an und für sich“, sondern um ihre Bedeutung für die Praxis. Ihre Entdeckungen wollten Leitkonzepte z.B. für professionelles Handeln sein – vor allem im Bereich der Medizin, aber auch in der Pädagogik oder der Politik. Deshalb waren ihre Forschungen immer sehr praxisnah: z.B. zur Interaktion mit Sterbenden, zum professionellen Handeln im Krankenhaus unter den Bedingungen moderner Apparatedizin oder zu Handlungsstrategien bei Risikoschwangerschaften.

Trotz dieser Offenheit und Neugier der Einstellung ist die *Grounded Theory* kein beliebiges Vorgehen. Man kann sie als ein theoretisch begründetes „Verfahren“ verstehen, das seinen eigenen Lernprozess reflektiert und kontrolliert. Das konkrete Vorgehen selbst hat sich im Laufe seiner Praxis durchaus gewandelt (vgl. Kelle 1994); und ich werde im folgenden eine Variante vorstellen, die sich in der Forschungsgruppe, in der ich arbeite, bewährt hat (vgl. stellvertretend Dausien 1996, 93ff; Alheit/Haack/Hofschen/Meyer-Braun 1999, 25ff). Zunächst will ich allerdings den theoretischen Hintergrund jenes „Forschungsstils“ (*Strauss*) noch einmal etwas genauer beschreiben.

1. Der handlungstheoretische Hintergrund der *Grounded Theory*

Glaser und Strauss entwickeln eine Idee des Forschungsprozesses, in der sich der Erkenntnis- und Entdeckungsvorgang nicht linear von einer Stufe zur anderen fortbewegt – Hypothesengenerierung, Methodenprüfung, Datenerhebung, Datenauswertung, Verifikation bzw. Falsifikation der Hypothese(n) –, sondern auch während des Forschungsprozesses ein kontinuierlicher Dialog zwischen theoretischen Vorannahmen und den gewonnenen Daten stattfindet, gleichsam „eine spiralförmige Hin- und Herbewegung zwischen theoretisch angeleiteter Empirie und empirisch gewonnener Theorie“ (Dausien 1996, 93).

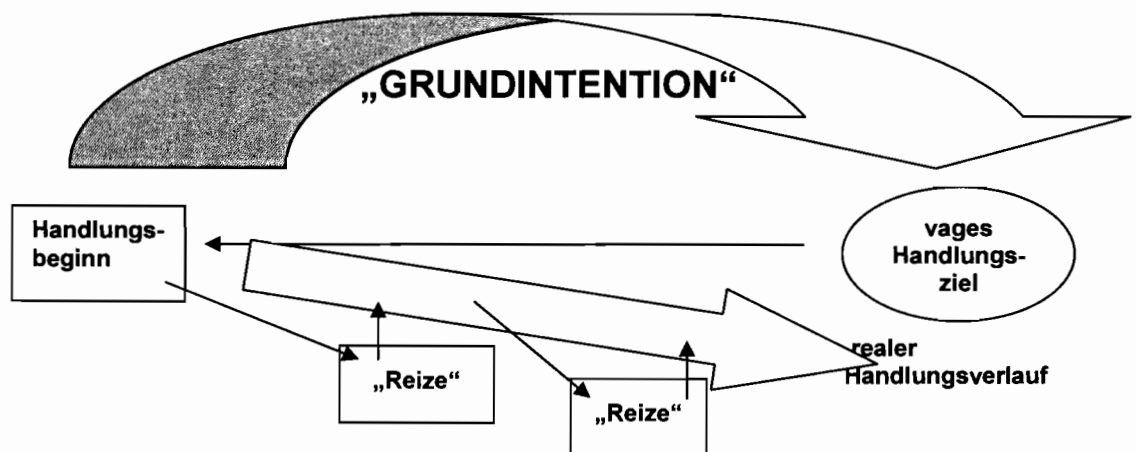
Dieses eigenwillige Hin und Her, das auch als Beliebigkeit oder Unentschlossenheit missverstanden werden könnte, hat aber einen philosophisch und methodologisch interessanten Hintergrund in dem **Handlungskonzept** des amerikanischen Pragmatismus. Bereits zum Beginn des Jahrhunderts hatten sich Dewey und Mead mit der damals entstehenden behavioristischen Psychologie kritisch über deren einfaches Verhaltensmodell auseinandergesetzt. In einem epochemachenden Aufsatz über das so genannte „Reflexbogenmodell“ von 1896 konnte John Dewey plausibel zeigen, dass menschliches Handeln eben nicht nach dem simplen Schema funktionierte:



Vielmehr machte er deutlich, dass Handlung als „ganzheitlicher Prozess“ verstanden werden muss, in welchem bestimmte „Reize“ als solche überhaupt erst wahrgenommen werden. Dass in der Regel nicht ein Auslösereiz die Handlung determiniert, sondern – umgekehrt – der ablaufende Handlungsprozess sich die für ihn wesentlichen Reize gleichsam „auswählt“, beschrieb auch George-Herbert Mead 1903 in einem weniger bekannten Aufsatz über die „Definition des Psychischen“.

Wir können uns die Plausibilität dieses überraschenden Gedankens an vergleichsweise einfachen Alltagserfahrungen verdeutlichen: Wenn wir in einer bestimmten Situation mit einer Angelegenheit beschäftigt sind, z.B. unserem Kind zu erklären versuchen, warum es Sinn macht, das Kinderzimmer aufzuräumen, sind sein trotziges Aufstampfen mit dem Fuß oder sein Einwand, man selber pflege ja auch keine Ordnung auf dem eigenen Arbeitstisch, durchaus relevante Reize für die Folgehandlung. Das „Tatü-tata“ des Polizeiautos auf der Straße, der gerade entdeckte Fettfleck an der Wand oder das Radiogedudel in der Küche sind dagegen irrelevante Reize und spielen für den Fortgang der Handlung keine Rolle. D.h. die Handlung selbst als „ganzheitlicher“, also kontinuierlicher Prozess wählt sich die Reize, die für ihren Fortgang relevant sind. Nur wenn ein „Reiz“ den gesamten Handlungszusammenhang in Frage stellt, mit dem wir gerade beschäftigt sind, wenn z.B. ein Erdbeben über uns hereinbricht, sind wir zu drastischen Umstellungen unseres Handelns gezwungen. Sobald dies jedoch geschehen ist, nehmen wir wieder nur diejenigen Reize selektiv wahr, die für die anstehenden Handlungen besonders bedeutsam sind.

Die Pragmatisten gehen aber noch einen Schritt weiter. Selbst die Vorstellung, dass Handeln gewöhnlich zweckvolles, also intentionales Handeln sei, halten sie für problematisch. Die Idee, dass gleichsam außerhalb des Handlungskontextes ein bestimmtes Handlungsziel vom Bewusstsein „als solchem“ gesetzt wird, ist mit empirischen Handlungsvollzügen nicht vereinbar. „Natürlicherweise ist Handeln nur diffus teleologisch“ (Joas 1988, 423), d.h. im Regelfall handeln wir zwar mit einer bestimmten Grundintention, die konkreten Zwecke der Handlung werden jedoch zumeist erst im Handlungsvollzug deutlich und können durchaus zur Revision der ursprünglichen Intention führen. Nehmen wir unser Beispiel der Erziehungssituation: Gewiss war es das Anliegen des Vaters, sein Kind zur Ordnung anzuhalten, aber das erzieherische Gespräch zeigt, dass es womöglich gute Gründe für eine „durchschaute Unordnung“ gibt. Z.B. kann das Kind überzeugend belegen, dass es seine Sachen nach einem erzwungenen Ordnungsprozess regelmäßig vergeblich suche, während es sich in seiner Unordnung problemlos zurecht finde. Der Erziehungsversuch hat im Handlungsvollzug eine ganz neue Richtung genommen. Idealtypisches Zweckhandeln ist also nicht der Regelfall und zumal in pädagogischen Prozessen auch nicht wünschenswert. Das pragmatistische Handlungskonzept unterscheidet sich damit deutlich vom behavioristischen:



Eine sehr ähnliche Handlungs Idee schwebt nun auch Glaser und Strauss für den **Forschungsprozess** vor. Wenn wir ein neues Forschungsfeld betreten, über das noch relativ wenig bekannt ist, oder wenn wir scheinbar vertraute Forschungslandschaften mit „anderen Augen“ betrachten wollen, weil wir den bekannten Ergebnissen nicht mehr trauen, ist unser Handlungsprozess auf eine durchaus vergleichbare Weise „diffus teleologisch“ wie in ungewohnten Alltagssituationen. Wir haben eine vorsichtige Ahnung von dem, was uns erwarten könnte, aber wir wollen ja „Entdeckungen“ machen und müssen deshalb offen sein für alles, was uns begegnet.

Freilich, wir sind ForscherInnen. Unser Handeln unterscheidet sich insofern vom gewöhnlichen Alltagshandeln, als wir uns jederzeit Rechenschaft geben müssen über unser Vorgehen. Unsere Forschungen, wie sehr sie sich im Ansatz auch von konventionellen Designs absetzen mögen, sollen „reliabel“, also **vertrauenswürdig** und nachvollziehbar sein. Deshalb hat die „Offenheit“, mit der wir dem neuen Feld begegnen, eine methodische Grenze. Würden wir nämlich scheinbar gänzlich unvoreingenommen auf unser Feld zugehen, stellten sich für uns zwei schwerwiegende Probleme:

- Wir könnten leicht übersehen, dass unsere vorgebliche „Offenheit“ praktisch nicht durchsetzbar ist. Zumindest unsere **Alltagserfahrungen** können wir auch in neuen Interaktionssituationen nicht einfach ausschalten. Und deren intuitive Wissensstrukturen sind so gebaut, dass sie jede neue Situation mit bereits bekannten Situationen vergleichen. Sie basieren auf einer „Typologisierung“ der uns zugänglichen Sozialwelt (vgl. Schütz/Luckmann 1979). Dieser Vorgang läuft nicht bewusst ab. Er vollzieht sich sozusagen „hinter unserem Rücken“. Ob wir wollen oder nicht, wir haben immer „**Vor-Urteile**“ über uns begegnende neue „Welten“.
- Das komplexe Neue seinerseits präsentiert sich nun in der Regel nicht so, dass wir es sofort durchschauen. Aus den Daten, die wir im Idealfall „vorbehaltlos“ erheben, ergeben sich keineswegs „automatisch“ neue Theorien. Gewiss besitzt auch das Fremde seine Regeln und Ordnungen. Wie aber sollten wir sie wahrnehmen, wenn sie uns doch gänzlich unvertraut sind?

D.h. wir kommen gar nicht darum herum zu vergleichen. Wir können Fremdes nur verstehen, wenn wir es mit Vertrautem in Beziehung setzen. Jede empirische Forschung, jede Form der Theoriebildung braucht den **Vergleich**.

Im Grunde berühren wir hier ein beinahe philosophisches Basisproblem empirischer Forschung: Wenn sich wichtige neue Schlussfolgerungen über die soziale Wirklichkeit – logisch und alltagspraktisch – nicht durch unbeeinflusstes Beobachten gewinnen lassen (man nennt dieses logische Schlussverfahren üblicherweise „**Induktion**“), wenn es, wie wir an der Mainstream-Kritik von Glaser und Strauss gelernt haben, ebenso problematisch wäre, empirische Urteile über soziale Wirklichkeit durch die Überprüfung von Hypothesen zu erwarten, die aus bekannten Theorien gewonnen wurden (dieses logische Schlussverfahren heißt „**Deduktion**“), welche Alternative bleibt dann übrig?

Erinnern wir uns noch einmal an die Handlungsidee der Pragmatisten. Soziales Handeln ist im Regelfall, wie wir gesehen haben, „diffus teleologisch“. D.h. es besitzt durchaus eine vage Vorstellung von dem, was bei der Handlung herauskommen soll. Aber die Alltagserfahrung zeigt, dass der Handlungsprozess selbst die ursprüngliche Intention ändern, vielleicht sogar vollständig revidieren kann. Handeln, könnte man sagen, hat eine „**zielstrebige Offenheit**“, eine „gerichtete Flexibilität“.

Genau diese Qualität strebt nun die *Grounded Theory* für die Forschung an: eine „geplante Flexibilität“. „Geplant“ insofern, als gewisse hypothetische Vorannahmen auch über ein neues Forschungsfeld notwendig und sinnvoll sind; „flexibel“ und „offen“, weil sich im Forschungsprozess diese Vorannahmen ändern können. Vom ersten Kontakt mit dem Feld an werden sie mit neuen Informationen angereichert, erweitern sich und postulieren am Ende womöglich das Gegenteil von dem, was sie ursprünglich angenommen hatten. Der Logiker der Pragmatisten, Charles Sanders Peirce, der diese Idee am Anfang des Jahrhunderts bereits begründet und entwickelt hat, beschreibt sie als die überraschende

Fähigkeit etwas in Beziehung zu setzen, was „zusammenzubringen wir uns vorher nicht hätten träumen lassen“ (Peirce [1903] 1991, 404), und er nennt dieses logische Schlussverfahren „**Abduktion**“ (vgl. ausführlich Kelle 1994, 143ff).

Die reizvolle Vorstellung, dass Forschung systematisch mit **Kreativität** zu tun haben könnte, muss nun allerdings ein wenig eingeschränkt werden. Jeder Künstler weiß, dass Kreativität auf äußerster Disziplin aufbaut. Erst wenn das Handwerkszeug der Klaviervirtuosin oder des Bildhauers, des Komponisten oder der Lyrikerin durch intensive Erfahrung wirklich entwickelt und entfaltet ist, kann eine neue ästhetische Qualität entstehen. Ganz ähnlich bietet auch die *Grounded Theory* mit ihrem praktischen Vorgehen ein sorgfältig zu handhabendes und intensiv einzuübendes **Instrument** an, jenes abduktive „Entdecken“ von Theorien zu erleichtern. Dieses Vorgehen ist kein striktes Verfahren und hat sich im Laufe seiner Anwendung verändert und verfeinert. Ich werde im Folgenden, wie angekündigt, ein Prozedere vorschlagen, das sich in meinen eigenen Forschungen seit langem bewährt hat, das indessen in einigen Schritten von den jüngeren, erstaunlicherweise deutlich strikteren Verfahrensvorschlägen in der Schule von Anselm Strauss (vgl. stellvertretend Strauss/Corbin 1990, 1996) abweicht.

2. Zum „Verfahren“ der *Grounded Theory*

Die „Entdeckung“ eines neuen Forschungsfeldes und die Entwicklung einer „Theorie“ über dieses Feld ist ein komplizierter Prozess, der niemals geradlinig verläuft, sondern zumeist in „Erkenntnispiralen“, in der kontinuierlichen Konfrontation theoretischer Vorannahmen mit den Daten, die gewonnen werden. Nicht selten kommt die einleuchtende neue „Idee“ in einem Forschungsprozess schon bei der ersten Feldbegegnung oder in einem besonders eindrucksvollen biographischen Interview, gelegentlich aber auch erst sehr viel später bei systematischen Vergleichen aller erhobenen Daten. Der prominente französische

Kultursoziologe Pierre Bourdieu beschreibt einmal, dass ihm die besten theoretischen Ideen für sein berühmtes Buch „*Die feinen Unterschiede*“ (1987) beim Kodieren der Fragebögen gekommen seien (Bourdieu 1992, 45f). Die Entdeckung von Theorien ist also vergleichbar „diffus teleologisch“ wie das alltägliche Handeln. Und gerade deshalb macht es Sinn, sich die „Ökonomie des Handelns“ dabei zunutze zu machen. Zur methodischen Selbstkontrolle ist jedoch eine gewisse Planung des Forschungsprozesses nicht nur sinnvoll, sondern auch notwendig. Dabei sollen folgende Stufen besonders hervorgehoben werden:

- das „sensibilisierende Konzept“;
- die Erkundung des Feldes;
- die Methodenwahl;
- „theoretisches Sampling“ und erste Datenerhebung;
- der „Kodierprozess“;
- die Entfaltung einer „gegenstandsbezogenen Theorie“.

Das sensibilisierende Konzept. Glaser und Strauss hatten ihre methodologische Gegenstrategie mit dem programmatischen Satz eröffnet, ihnen gehe es um ‘the discovery of theory from data’ (Glaser/Strauss 1967, 1). Das war zweifellos missverständlich (Kelle 1994, 284). Denn in ihren konkreten Forschungen trugen sie durchaus der oben begründeten Forderung Rechnung, sich einem Forschungsfeld nicht strikt „induktionistisch“, also ohne jede Vorannahme, zu nähern, sondern mit „**theoretischer Sensibilität**“, also mit brauchbaren heuristischen Konzepten, die ein neues Gegenstandsfeld zumindest erschließen. Solche Konzepte haben nicht den Charakter festgefügtter Hypothesen im klassischen Sinn. Es geht um expliziertes Wissen, das bestimmte Lebenserfahrungen, gezielt erhobenes Kontextwissen über das Feld und auch geeignete Theoriebezüge enthält. Der Vorteil dieser Vorgehensweise liegt nicht allein im rascheren Entdecken von Besonderheiten und Eigenarten im Feld. Die bewusste Explikation des eigenen Vorwissens erlaubt auch eine selbstkritische Korrektur dieser Vorannahmen. Und genau darum geht es: Der Forschungsprozess wird als systematische Modifikation der heuristischen Vorannahmen, somit als

Lernprozess verstanden. Der wünschenswerten Klarheit der gewählten Forschungsfrage(n) steht ein methodisches „Misstrauen“ in bezug auf die Eingangserwägungen gegenüber. Freilich, nur wenn ich weiß, was ich erforschen will, kann ich mich von dem überraschen lassen, woran ich nicht im Traum gedacht hatte. Deshalb steht ein „sensibilisierendes Konzept“ (*Blumer*) am Anfang des Forschungsprozesses.

Die Erkundung des Feldes. Da das Feld in der Regel fremd ist (oder – methodisch gezielt (vgl. Alheit 1999) – „fremd gemacht“ werden soll), ist vor der Datenerhebung ein Feldkontakt unverzichtbar. Eine solche Erkundung ist oft auch der erste Prüfstein für das sensibilisierende Konzept. Sind die Vorannahmen überhaupt brauchbar, oder müssen sie nicht ergänzt werden? Taugen die Theorien, auf die sich das Konzept bezieht? – Felderkundung verläuft übrigens sinnvollerweise „**von außen nach innen**“. Es ist hilfreich, zunächst ein „Bild“ von dem zu haben, was man erforschen will: auf soziale Rahmungen zu achten, dann auf Interaktionsordnungen, Hierarchien, Rollendifferenzierungen und erst zuletzt die „Fallebene“ zu betrachten, also individuelle Akteure und ihre Eigenarten. Dabei entsteht ein erster Eindruck des Feldes. Forschungsfelder sind wie „**Landschaften**“. Aus einer gewissen Distanz erkennen wir die großen Linien. Beim „Eintauchen“ ins Feld werden allmählich auch andere (gleichsam „intermediäre“) Strukturen sichtbar, die im Abstand nicht zu erkennen sind. In der Begegnung mit individuellen Akteuren schließlich kommt eine weitere Ebene zum Vorschein. Es ist „forschungsökonomisch“ nützlich, diese drei Ebenen – die „Makroebene“, die „Mesoebene“ und die „Mikroebene“ des Feldes – zu unterscheiden, um sich klar zu werden, mit welcher Ebene die eigene Forschungsfrage am ehesten zu tun hat. – Wir untersuchen z.B. einen Stadtteil. Der Stadtteil ist Teil eines kommunalen Gemeinwesens mit seinen politischen Präferenzen („Makrostruktur“). Im Stadtteil selbst gibt es Organisationen und Akteursgruppen, die sich formell oder informell mit den angezeigten Problemen auseinandersetzen: Ämter und Kirchen, Parteien und Initiativen, aber auch informelle Interessengruppen, die gegeneinander agieren („Mesostuktur“). Schließlich gibt es die Ebene der Betroffenen selbst mit ihren je eige-

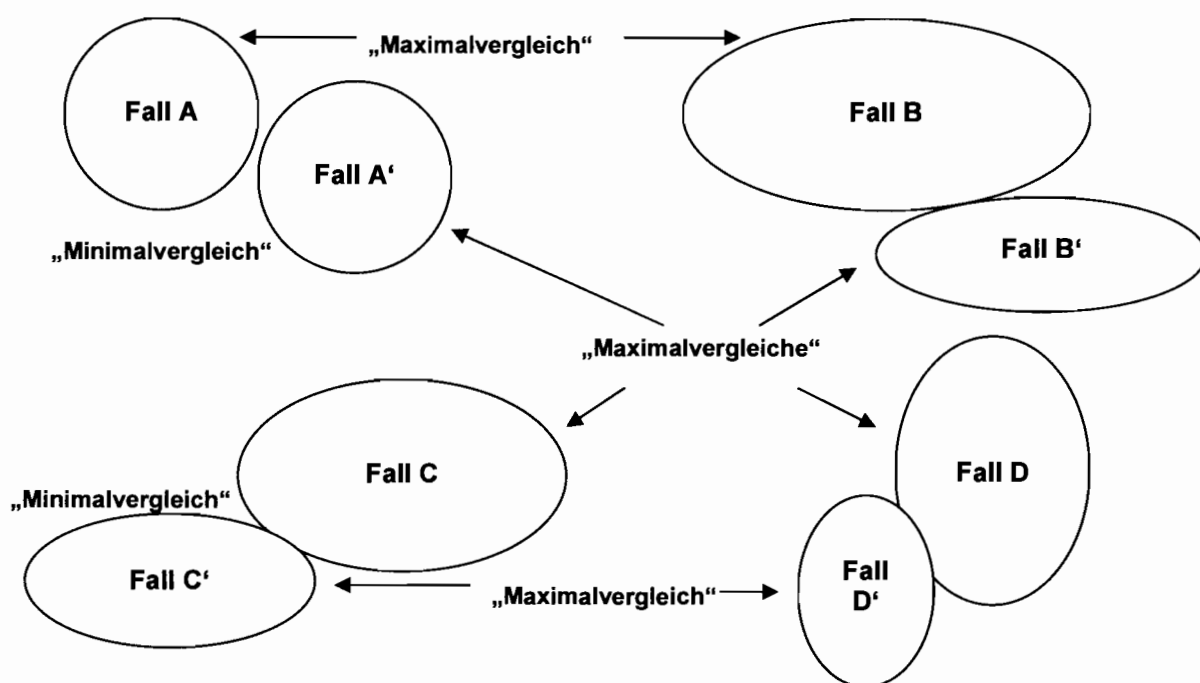
nen Lebenserfahrungen und mit individuellen Bewältigungsstrategien („Mikrostruktur“). Gewiss sind die Ebenen eng miteinander verflochten. Für den Forschungsprozess aber erscheint die analytische Trennung hilfreich. Sie verhindert, alles auf einmal verstehen zu wollen und am Ende nur die Diffusität zu verschärfen, die die Probleme schafft. Die Konzentration auf einen bestimmten Problemsektor wirkt aufklärend.

Die Methodenwahl. Sensibilisierendes Konzept und Felderkundung sind die Grundlage der Methodenwahl. Nicht jede Methode eignet sich für die gewählte Forschungsfrage, und nur bestimmte Methoden lassen sich in dem gesuchten Feld durchführen. Es liegt in der „Natur“ der *Grounded Theory*, dass sie größere Affinität zu qualitativen Methoden der Sozialforschung hat als zu quantitativen. Geht es doch häufig um bisher unbekannte Felder der sozialen Wirklichkeit, wo Informationen über „Grundgesamtheiten“ schwer zu beschaffen sind und repräsentative statistische Samplings keine aussichtsreichen Ergebnisse garantieren. Dennoch ist – z.B. in einem Methodenmix („Triangulation“) – auch eine quantitative Teiluntersuchung durchaus denkbar. – In einer vergleichenden Jugendstudie über Probleme der „Statuspassage“ zum Erwachsenwerden in Ost- und Westdeutschland erschien es sinnvoll, in zwei strukturähnlichen Städten Ost- und Westdeutschlands (Rostock und Bremen) aus der bekannten Grundgesamtheit der 17-25jährigen zunächst eine repräsentative Stichprobe zu ziehen und eine quantitative Studie zu den Lebensstilen der jungen Generation zu planen (Alheit et al. 1993). Kontrastiv dazu wurden in zwei „theoretischen Samples“ (s.u.) biographisch-narrative Interviews durchgeführt. Die Verknüpfung der Informationen auf der „Mesoebene“ mit den Daten der „Mikroebene“ führte zu interessanten Ergebnissen (Alheit et al. 1994). In der Regel eignet sich der methodologische Rahmen der *Grounded Theory* jedoch für qualitative Settings. Auf der „Mesoebene“, z.B. bei der Beobachtung institutioneller Akteure, sind Methodendesigns geeignet, die sich auf die **Interaktion** der Handelnden konzentrieren. Dazu gehören die „teilnehmende Beobachtung“ (stellvertretend Legewie 1991), ethnomethodologische Interaktionsfeldstudien (stellvertretend Garfinkel 1967, 1973), „Rahmen-Analysen“ (Goffman 1980), auch die

symbolisch-interaktionistische Rekonstruktion sozialer Welten (Strauss 1978, 1982), sequenzanalytische Konversations- und Interaktionsanalysen (stellvertretend Sacks 1989; Bergmann 1981, 1991) und die „dokumentarische Methode“ (Bohnsack 1999). Auf der „Mikroebene“ der **rekonstruktiven Fallanalyse** haben sich zwei Verfahren als außergewöhnlich fruchtbar erwiesen: die „biographische Erzählanalyse“ auf der Basis narrativer Interviews (stellvertretend Schütze 1983, 1984; Alheit [1984] 1994; Dausien 1996, 105ff) und die „objektive Hermeneutik“ (stellvertretend Oevermann et al. 1976, 1979). Diese Methodenvielfalt zeigt, dass auch qualitative Forschungsdesigns längst aus dem Stadium „impressionistischer“ Beschreibung sozialer Wirklichkeit herausgetreten sind und **grundlagentheoretisch abgesicherte Verfahren** der Rekonstruktion zur Verfügung stellen, die gerade bei der „Entdeckung“ neuer Problemfelder des Sozialen den quantitativen Verfahren deutlich überlegen sind.

„*Theoretisches Sampling*“ und *Datenerhebung*. Keine Frage, auch die Ergebnisse qualitativer Sozialforschung müssen nachvollziehbar und verlässlich (*reliable*), außerdem gültig (*valide*) sein. Da es jedoch nicht darauf ankommt, statistisches Durchschnittsverhalten und seine Verteilung zu erheben, sondern „wirkliches Handeln“ in „natürlichen Situationen“ zu verstehen, ist die Frage der Zusammenstellung der untersuchten Stichprobe von besonderer Bedeutung. Kriterium für die Auswahl ist die theoretisch geleitete Fragestellung, also die **Forschungsfrage** selbst. Im Feld interessieren besonders solche Fälle oder Fallkonstellationen, die zur Beantwortung dieser Frage wesentliche und neue Informationen versprechen. In der Tradition der *Grounded Theory* hat vor allem Barney Glaser das Prinzip des „permanenten Vergleichs“ entwickelt (Glaser 1965). Wir können uns dies an Fallanalysen besonders deutlich machen: Z.B. wollen wir die gegenwärtigen Probleme des LehrerInnenberufs mit Hilfe von narrativen Interviews mit Betroffenen untersuchen. Es ist nützlich, dabei das Sample der zu befragenden LehrerInnen so zusammenzustellen, dass zunächst ganz gezielt nach **Kontrastrfällen** gesucht wird („Maximalvergleiche“). Wir haben eine Lehrerin aus gutbürgerlichen Verhältnissen befragt, die eine unproblematische Bildungskarriere hinter sich hat und deren berufliche Identität gefes-

tigt scheint. Nun suchen wir gezielt etwa nach einem Lehrer, der aus dem Arbeitermilieu aufgestiegen ist, seine Universitätslaufbahn auf dem „zweiten Bildungsweg“ absolviert hat und sich in seiner gegenwärtigen beruflichen Situation unwohl und überfordert fühlt. Oder wir befragen nach einem älteren Kollegen einen jüngeren usf. Der Kontrast soll freilich nicht allein auf sozialstatistischen Merkmalen (Beruf des Vaters, Geschlecht, Alter etc.) beruhen, die uns gewöhnlich dabei zuerst einfallen. Es kann auch die Art des Erzählens sein, die Maximalvergleiche rechtfertigt, oder die Interaktionssituation im Interview (Offenheit vs. Kontrolle, warme Atmosphäre vs. kühle Distanz etc.). Entscheidend ist, zu einem Fall A einen Kontrastfall B, zu beiden u.U. weitere Kontrastfälle C oder D zu finden. Erst wenn sich im Laufe der Untersuchung zeigt, dass wir auf bereits bekannte Fallkonstellationen stoßen, also dem Fall A ein Fall A' oder A'' verglichen werden kann („Minimalvergleich“), dem Fall B ein Fall B' usf., tritt eine Art „Sättigungseffekt“ unserer Untersuchung ein. Wir gewinnen den Eindruck, dass wir „alles Wesentliche“ über unser Forschungsfeld wissen.



Selbstverständlich gilt diese Samplingstrategie nicht nur für Fallanalysen. Auch Interaktionssituationen oder professionelle Handlungsstrategien lassen sich analog kontrastieren und vergleichen. In diesem Prozess werden häufig nicht nur die Besonderheiten einer bestimmten sozialen Konstellation deutlich, auch

Beziehungsstrukturen werden transparenter. Wir lernen also nicht nur vom „Fall“, sondern bekommen zugleich Informationen über das „Feld“. „Theoretisches Sampling“ bedeutet allerdings, dass die **Datenerhebung kein abgeschlossener Vorgang** zu Beginn des Forschungsprozesses sein kann, sondern ein sukzessives Prozedere mit deutlichem Schwerpunkt im ersten Stadium der Forschungen, jedoch mit möglichen Ergänzungen und Datennacherhebungen selbst während des Auswertungsprozesses.

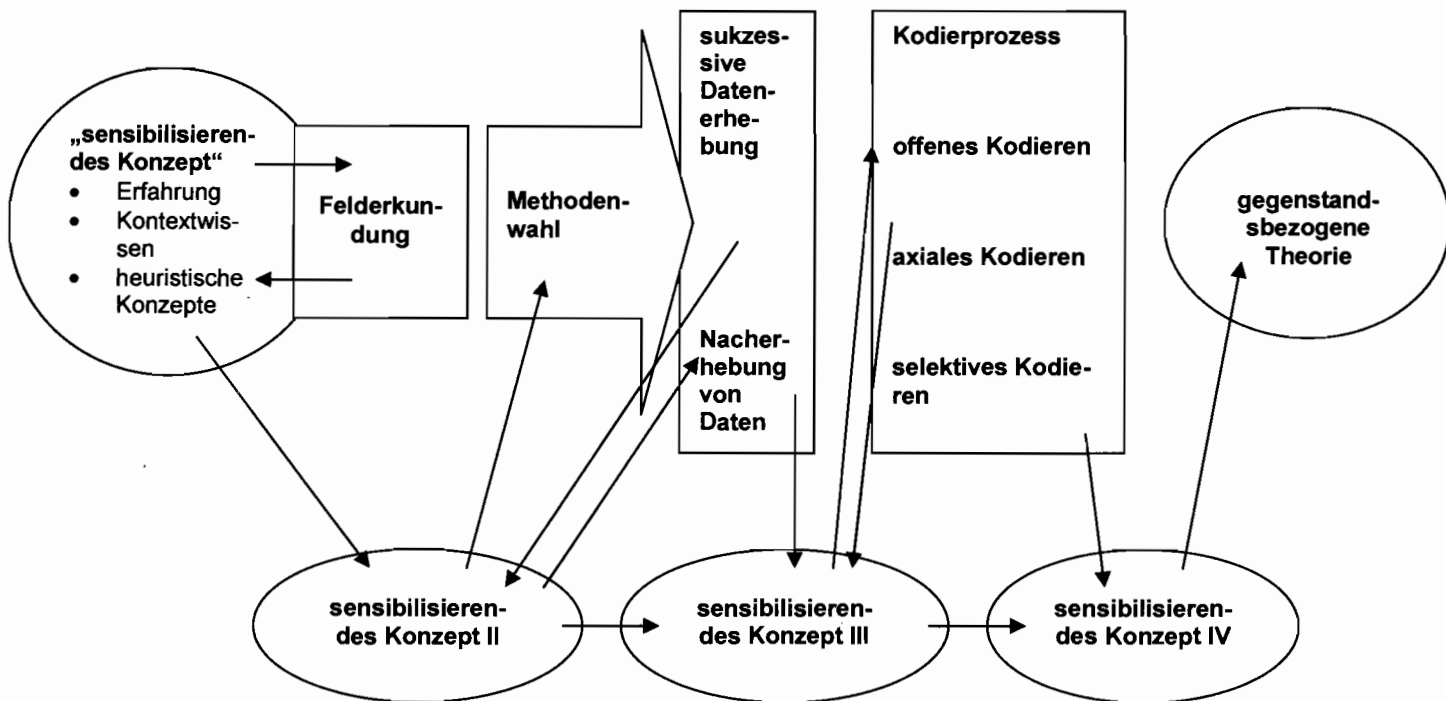
Der „Kodierprozess“. Auswertungsprozesse beginnen nach Glaser und Strauss bereits mit dem ersten Feldkontakt. Die strikte Trennung von Datenerhebung und Datenauswertung wäre „unökonomisch“ (vgl. Glaser/Strauss 1979). Gute Ideen kommen uns in den merkwürdigsten Situationen, und es wäre absurd, wenn wir sie nur deshalb nicht registrierten, weil sie „zum falschen Zeitpunkt“ auftreten. Deshalb ist es notwendig, bereits zu Beginn der Forschungen ein **Forschungstagebuch** anzulegen, in das wir nicht nur Pläne und Abläufe sorgfältig eintragen, sondern auch Einfälle, die uns während der Forschung kommen (sog. „Memos“). Solche „Memos“ können u.U. später, beim Bilden von „Kategorien“ (s.u.), eine wichtige Bedeutung erhalten, möglicherweise greifen wir aber auch nicht mehr auf sie zurück. Solche „Entdeckungen *en passant*“ sind unbestreitbar nützlich, aber sie garantieren selbstverständlich noch keine systematische Auswertung der Daten. Glaser und Strauss schlagen dafür ein Verfahren vor, das sie *'coding'* nennen. Für gewöhnlich bezeichnet „Kodieren“ einen Vorgang, bei dem ein „ex ante“ formuliertes Kategorienschema über die Daten gelegt wird, damit hypothetisch erwartete Merkmale leichter identifiziert werden können. Dabei entsteht das Problem, dass unerwartete Strukturen im Datenmaterial u.U. gar nicht erkannt und begriffen werden (zur Kritik vgl. Strauss 1991, 54f). Die *Grounded Theory* wählt deshalb ein abweichendes Vorgehen, nämlich „eine Methode der expliziten *ad hoc* Kodierung des Datenmaterials, bei der das Kategorienschema schrittweise (erst) aufgebaut wird“ (Kelle 1994, 294). D.h. „Kategorien“ stehen nicht bereits am Anfang des Analyseprozesses. Sie werden durch das Zusammentreffen des „sensibilisierenden Konzepts“ mit den erhobenen Daten allmählich herausgearbeitet. Um diesen Pro-

zess zu erleichtern und kontrollierbar zu machen, schlagen Glaser (1978) und Strauss (1991) bzw. Strauss und Corbin (1990, 1996) verschiedene Phasen des Kodierens vor: Die erste Phase nennen sie **offenes Kodieren** (*open coding*). Für dieses Vorgehen gibt es keine festen Regeln. Es kommt vielmehr darauf an, die Daten „aufzubrechen“ und auf einer neuen Ebene zu betrachten. Anfänger haben gewöhnlich Schwierigkeiten, sich von den Daten zu lösen. Sie neigen dazu, ihr Datenmaterial mit eigenen Worten noch einmal zu reproduzieren. „Aufbrechen“ der Daten bedeutet jedoch den gezielten Einsatz des explizierten Kontextwissens („sensibilisierendes Konzept“) und die kontrollierte Analyse des Materials unter bestimmten Perspektiven. Nehmen wir erneut das Beispiel der Untersuchung von aktuellen Problemen der LehrerInnenrolle anhand von biographischen Interviews: Jede der erzählten Biographien hat ihre Eigenlogik, und jede einzelne präsentiert die interessierende Fragestellung auf ihre Weise. Im offenen Kodierprozess kommt es nun darauf an, diese Eigenlogik mit treffenden „Kategorien“ zu beschreiben. Besonders wirkungsvoll ist die „Entdeckung“ von Kategorien, wenn sie vom Datenmaterial gleichsam „angeboten“ wird (*in vivo categories*). Eine Lehrerin beschreibt z.B. einen Prozess des „Sich-fremd-Werdens“ im beruflichen Alltag. Genau das wäre eine wichtige „in-vivo“-Kategorie. Aber sie erzählt auch über die Wiederentdeckung ihrer Handlungsautonomie nach einer tiefen Krise. Auch dieser Prozess sollte mit einer Kategorie versehen werden. Allmählich entsteht dabei ein Beziehungsgeflecht von Kategorien, welches das Interview und seine Besonderheit gewissermaßen „theoretisch“ interessanter und verständlicher machen. Die zweite Phase des Kodierprozesses ist das **axiale Kodieren** (*axial coding*). Hier werden die durch bestimmte Kategorien charakterisierten Fälle oder Fallkostellationen gleichsam um eine theoretische Achse herum gruppiert. Wir entdecken in unserem LehrerInnen-sample beispielsweise eine Gruppe von „Burning-Outers“ und können nun diesen Typus genauer beschreiben. Oder wir identifizieren eine andere Gruppe von „professionellen Virtuosen“, bei denen wir dasselbe tun. Vielleicht finden wir noch einen dritten Typus, der sich durch die Strategie des „Muddling through“, also des „Durchwurstelns“, auszeichnet. Auch ihn könnten wir jetzt genauer charakterisieren. Interessant ist, dass wir in diesem Prozess eine Vorgehens-

weise wiederholen, die uns schon beim „theoretischen Sampling“ begegnet war: **das Verfahren des permanenten Vergleichs**. Wir entdecken systematisch auch am Material Kontraste und Ähnlichkeiten. D.h. wir fahren fort, theoretisch zu „samplen“. Nur sind es jetzt nicht mehr Fälle oder Situationen, die wir aufeinander beziehen, sondern das erhobene Datenmaterial selbst. - Noch fehlt uns allerdings eine „Theorie“. Die wird in der dritten Phase des Kodierprozesses, dem **selektiven Kodieren** (*selective coding*), konzentriert vorbereitet. Um unser LehrerInnenbeispiel ein letztes Mal zu bemühen: Wir kennen unterschiedliche Bewältigungsformen der Berufsrolle, aber uns fehlt noch die theoretische Erklärung, warum diese Unterschiede entstehen. Glaser und Strauss würden sagen: Uns fehlt noch die „**Kernkategorie**“ (*core category*), auf die alle bisher entdeckten Kategorien bezogen werden können. Und genau darauf zielt das selektive Kodieren. Vielleicht wäre dies in unserem Beispiel die „*innere Einstellung*“ zum Lehrerberuf, also ein gut verinnerlichter professioneller Habitus; vielleicht ist es aber auch der *soziale Hintergrund* der betroffenen LehrerInnen; möglicherweise ist sogar die *Ausbildung* die Kernvariable. Die Entscheidung fiele dann im Forschungsprozess. Und sie wäre die Basis für die Ausformulierung einer „Theorie“.

Die Entfaltung einer „gegenstandsbezogenen Theorie“. Das Verfahren der *Grounded Theory* strebt, wie beschrieben, keine „Großtheorie“ an, sondern eine „Theorie mittlerer Reichweite“ (*middle range theory*) bezogen auf einen Gegenstandsbereich, der überschaubar ist, und mit dem Anspruch, praktisch nützlich zu sein. Nun ist dieser Prozess der „Entdeckung einer Theorie“ gewiss anspruchsvoll. Das Finden und Ordnen von Kategorien setzt nicht nur kreative Einfälle, sondern ein gewisses Maß an Übung voraus. Wenn allerdings der Forschungsprozess sorgfältig vorbereitet wird, wenn ein „kontextaufgeklärtes“ sensibilisierendes Konzept den Umgang mit den Daten anleitet, dann kann die Theoriegenerierung auch als aufmerksamer „Dialog“ jenes Anfangskonzepts mit den Daten beschrieben werden, in dessen Verlauf sich das Konzept mit neuen Informationen anreichert, in der Regel auch deutlich verändert, aber doch sukzessive zu einer gegenstandsbezogenen Theorie „reift“. Es geht also nicht um

einen „genialen Geistesblitz“ sozusagen *ad hoc*, sondern um jenen „spiralförmigen“ Lern- und Prüfungsprozess, den bereits das Handlungskonzept der frühen Pragmatisten auszeichnet. Dieser Prozess soll nun abschließend noch einmal schematisch dargestellt werden:



Literatur

- Alheit, Peter, [1984] 1994, Das narrative Interview. Eine Einführung (Reprint), (Voksenpaedagogisk Teoriudvikling. Arbejdstekster, nr.11), Roskilde (Erstabdruck 1984)
- Alheit, Peter/Haack, Hanna/Hofschen, Heinz-Gerd/Meyer-Braun, Renate, Gebrochene Modernisierung – Der langsame Wandel proletarischer Milieus. Eine empirische Vergleichsstudie ost- und westdeutscher Arbeitermilieus in den 1950er Jahren, 2 Bde., Bremen: Donat
- Alheit, Peter, et al., 1993, Lebensstil als Statuspassage? Zur biographischen Relevanz „hedonistischer“ Orientierungen. In: Sonderforschungsbereich 186: Statuspassagen und Risikolagen im Lebensverlauf. Institutionelle Steuerung und individuelle Handlungsstrategien. Finanzierungsantrag für die dritte Forschungsphase 1994-1996, Bremen: Sfb 186, 191ff
- Alheit, Peter, et al., 1994, Die Kehrseite der „Erlebnisgesellschaft“. Eine explorative Studie, 2. überarbeitete und erweiterte Auflage des Bandes 1 der Werkstattberichte des IBL, Bremen: Universität Bremen
- Bergmann, Joachim, 1981, Ethnomethodologische Konversationsanalyse. In: P. Schröder und H. Steger (Hg.), Dialogforschung. Jahrbuch 1980 des Instituts für deutsche Sprache, Düsseldorf, 9ff
- Bergmann, Joachim, 1991, Konversationsanalyse. In: Uwe Flick et al. (Hg.), Handbuch Qualitative Sozialforschung, Weinheim: Psychologie Verlags Union, 213ff

- Bohnsack, Ralf, 1999, Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Forschung, 3. Aufl., Opladen
- Bourdieu, Pierre, 1987, Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Bourdieu, Pierre, 1992, Die verborgenen Mechanismen der Macht, Hamburg: VSA
- Burgess, R.G., 1982, Field Research: A Source Book and Field Manual, London: George Allen & Unwin
- Dausien, Bettina, 1996, Biographie und Geschlecht. Zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten, Bremen: Donat
- Dewey, John, [1986] 1972, The Reflex Arc Concept in Psychology. In: John Dewey. The Early Work, Vol. 5, Carbondale, 96ff
- Dewey, John, 1938, Experience and Education, New York: The Macmillan Co.
- Dewey, John et al., 1917, Creative Intelligence, New York: Henry Holt and Co.
- Garfinkel, Harold, 1967, Studies in Ethnomethodology, Englewood Cliffs
- Garfinkel, Harold, 1973, Das Alltagswissen über soziale und innerhalb sozialer Strukturen. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.), Alltagswissen, Interaktion und soziale Wirklichkeit, Bd. 1, Reinbek, 189ff
- Glaser, Barney G., 1965, The Constant Comparative Method of Qualitative Analysis. In: Social Problems, 12, 436ff
- Glaser, Barney G., 1978, Theoretical Sensitivity. Advances in the Methodology of Grounded Theory, Mill Valley: The Sociology Press
- Glaser, Barney G./Strauss, Anselm L., 1967, The Discovery of Grounded Theory. Strategies for Qualitative Research, Mill Valley: The Sociology Press
- Glaser, Barney G./Strauss, Anselm L., 1979, Die Entdeckung gegenstandsbezogener Theorie: Eine Grundsstrategie qualitativer Sozialforschung. In: Christel Hopf und Elmar Weingarten, Qualitative Sozialforschung, Stuttgart: Klett-Cotta, 91ff
- Goffman, Erving, 1980, Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen, Frankfurt am Main
- Joas, Hans, 1988, Symbolischer Interaktionismus. Von der Philosophie des Pragmatismus zu einer soziologischen Forschungstradition. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 40, Nr. 2, 417ff
- Kallmeyer, Werner/Schütze, Fritz, 1976, Konversationsanalyse. In: Studium Linguistik 1, 1ff
- Kelle, Udo, 1994, Empirisch begründete Theoriebildung. Zur Logik und Methodologie interpretativer Sozialforschung, Weinheim: Deutscher Studien Verlag
- Mead, George Herbert, 1903, The Definition of the Psychological. In: Deennial Publications of the University of Chicago, First Series, Vol. III, Chicago, 77ff
- Mead, George Herbert, 1934, Mind, Self, and Society, hg. von Charles Morris, Chicago
- Oevermann, Ulrich et al., 1976, Beobachtungen zur Struktur sozialisatorischer Interaktion. Theoretische und methodische Fragen der Sozialisationsforschung. In: M. Auwärter et al. (Hg.), Kommunikation, Interaktion, Identität, Frankfurt am Main, 371ff
- Oevermann, Ulrich et al., 1979, Die Methodologie der objektiven Hermeneutik und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: Hans-Georg Soeffner (Hg.), Interpretative Verfahren in den Sozialwissenschaften, Stuttgart, 352ff
- Peirce, Charles Sanders, 1991, Schriften zum Pragmatismus und Pragmatizismus, hg. von Karl-Otto Apel, Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Sacks, Harvey, 1989, Lectures 1964-1965. In: Human Studies 12, 1ff
- Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas, 1979, Strukturen der Lebenswelt, Bd. 1, Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Schütze, Fritz, 1983, Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis, H. 3, 283ff
- Schütze, Fritz, 1984, Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens. In: Martin Kohli und Günther Robert (Hg.), Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven, Stuttgart: Metzler, 78ff
- Schütze Fritz, 1994, Ethnographie und sozialwissenschaftliche Methoden der Feldforschung. Eine mögliche methodische Orientierung in der Ausbildung und Praxis der Sozialen Arbeit. In: Norbert Groddeck und Michael Schumann (Hg.), Modernisierung Sozialer Arbeit durch Methodenentwicklung und -reflexion, Freiburg: Lambertus, 189-297
- Strauss, Anselm L., 1978, Social World Perspective. In: Norman K. Denzin (Hg.), Studies in Symbolic Interaction, Vol. 1, Greenwich, Conn., 119ff

- Strauss, Anselm L., 1982, Social Worlds and Legitimation Processes. In: Norman K. Denzin (Hg.), *Studies in Symbolic Interaction*, Vol. 4, Greenwich, Conn., 171ff
- Strauss, Anselm L., 1991, *Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung*, München: Fink
- Strauss, Anselm/Corbin, Juliet, 1990, Grounded Theory Research: Procedures, Canons and Evaluative Criteria. In: *Zeitschrift für Soziologie*, 19, 418ff
- Strauss, Anselm/Corbin, Juliet, 1996, *Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung*, Weinheim: Psychologie Verlags Union